

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 6.

Posen, den 8. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst  
Leipzig-Wien.

## Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Rina verwunderte sich darüber, ihren Mann den sie mitten in der Arbeit geglaubt hatte, am hellen Vormittag daherkommen zu sehen und war ein wenig traurig, daß er, kaum daß der Vater sich entfernt hatte, wieder ins Nichtstun zu verfallen schien.

„Ist der Vater fort?“ fragte Justus beiläufig, indem er sich hinter dem Ladentisch zu schaffen machte.

Ja, er war schon längst weggefahren.

„Hat er etwas gesagt?“ forschte Justus mit unsicherer Stimme weiter.

Nichts besonderes. Er lasse den Justus grüßen.

Sie erwartete eigentlich, daß er nun wieder von dem Geld beginnen werde, denn sie wußte ja, daß der Termin für ihn mit dem Mittagsläuten ablief. Aber nichts dergleichen geschah. Justus kramte in den Warengestellten weiter und fragte nach einer Weile: „Und wann will der Vater wieder zurück sein?“

„Er glaubt, daß wir ihn morgen zu Mittag wieder erwarten können.“ Justus hatte also noch eine Frist von vierundzwanzig Stunden; das war viel und wenig, je nachdem man es besah. Es war schwer, mit ihnen fertig zu werden, und dennoch wußte er, daß sie wie im Flug verstrichen sein würden.

Nach dem Mittagessen ging er wieder mit Rudolf aufs Feld, aber er ließ ihn auch diesmal allein, legte sich am Waldrand unter einen Busch und sah ihm zu, immer wieder von neuem, bis an den Rand der Seele voll bitteren Reides auf die gelassene Tätigkeit der wertbewußten Arbeit, der er den Knecht ergeben sah. Rudolf war mit dem Pflügen fertig geworden und hatte für Justus zu säen begonnen. Endlich konnte es Justus nicht länger aushalten, ihn mit wuchtigen Gängen das Feld abschreiten und mit breiten gleichmäßigen Würfen das Korn ausschleudern zu sehen. Er lief in den Wald hinein, rannte kreuz und quer ohne Weg und Steg durch Dickicht und Hochwald und stand dann auf einmal in einem schmalen Tal, in dem sich das Sträßlein neben einem Wassergraben zwischen den Bergrücken gerade noch hindurchwinden konnte. Der Herbst hatte seine bunten Fackeln an den Hängen angebrannt, der Wassergraben war ganz mit gelben Kastanienblättern angefüllt, zwischen denen ausgezackte Stücke blauen Himmels lagen. An der kleinen Brücke standen zwei junge Leute und waren damit beschäftigt, ihre vom Straßenkot beschmutzten Stiefel an den kantigen Eisenstäben des Geländers abzuputzen. Es waren zwei Handwerksburschen auf der Wanderschaft, die sahen zwar ein wenig von der Walze mitgenommen aus, hatten aber so frohe, offene Gesichter, daß ihnen Justus anmerkte, was das für ein gutes Ding sein mochte, sorglos alles hinter sich zu lassen und in die weite Welt hineinzulaufen.

Aber hatte nicht auch ihm das alte Kreuz von einer

Reise gesprochen? Wie sonderbar, daß sich ihm heute ein Wink so passend zum andern fügte.

Er schlug sich wieder ins Gesträuch, doch während er durch die Brombeerranken drang, kreisten seine Gedanken immer nur um das eine. Wenn man es nach allen Seiten bedachte, so blieb ihm ja nach dem, was geschehen war, gar nichts anderes übrig, als sich davon-zumachen.

Vielleicht aber, sagte er sich, hat der Vater sein Geld gar nicht gezählt und weiß also auch nicht, ob ihm etwas und wieviel ihm fehlt.

Oder, fuhr er in seiner Beschwichtigung fort, der Vater merkt es wohl, aber erst später, auf dem Markt und mag dann glauben, daß ihm doch ein Langfinger überlegen gewesen ist.

Er war wieder jenseits des Waldrückens in einem anderen Tal bei einer einsamen Mühle angelangt. Um Kofäpfel, die auf der Straße lagen, zankten ein paar Spaken und schrien aufeinander los: „Dieb! Dieb!“

Ja, die hatten recht, ein Dieb war er und blieb er, und darum war es wirklich das beste, alles im Stich zu lassen und durchzugehen. Was er sich da vorgesagt hatte, sah seinem Vater so gar nicht ähnlich, der hatte gewiß sein Geld abgezählt und wußte auch genau, daß ihn kein Fremder hätte bestehlen können. Und nun war er ganz gewiß schon dahinter gekommen, daß er bestohlen worden war und hatte sich auch schon das Richtige zusammengereimt. Es war ja gar nicht auszudenken, was sich ereignen würde, wenn der Vater morgen zurückkehrte, dagegen würde alles Bisherige nur ein Kinderspiel sein.

Es war eine richtige Todesangst, die Justus bei diesen Bildern überkam, und sie wich nur, wenn er sich wieder seinem Entschluß zuwandte, alles aufzugeben und zu fliehen.

Spät in der Nacht kam er heim. Rina wußte wohl von Rudolf, daß Justus nicht auf dem Feld gewesen war, aber sie vermied es, mit Fragen in ihn zu dringen, weil sie dachte, er habe wohl in der Einsamkeit mit allem fertig werden wollen. Es war gut, wenn er es sich nicht leicht machte, so würde ihm seine Bedrängnis als Warnung in die Zukunft nachhallen.

Darum fragte sie auch am anderen Morgen nicht, als Justus in seinem besten Gewand aufbrach, wohin er gehe. Es kam ihr nur seltsam vor, daß er den kleinen Lex so voll ungewöhnlicher Zärtlichkeit küßte, und daß er auch sie so bewegt ansah, als brenne ihm etwas auf dem Herzen, das er ihr nicht sagen wolle oder könne. Nun ist er endlich dahintergekommen, dachte sie, daß es nicht bloß um ihn geht, sondern auch um uns. Sie hätte ihn gern mit einem weichen Wort und einem Kuß von seiner Betrübniß etwas befreit, aber dann fiel ihr wieder der Vater ein, der gemeint hatte, man müsse den Justus scharf anfassen, und mit Nachgiebigkeit sei nichts zu richten.

Raum hatte jedoch das Glöcklein der Ladentür hinter ihm geläutet, da war es in ihr, als müsse sie ihm nachgehen, um ihm etwas Liebes zu sagen. Da verlangte aber der kleine Lex mit lautem Geschrei so ungestüm nach ihr, daß sie aus dem Laden zur Wiege laufen mußte und nicht einmal Zeit hatte, Justus nachzuschauen.

Unter den Werkzeugen habe ich noch Freudenreich vom Institut in der Grabenstraße nachzutragen und den 46er Stabsarzt Dr. Hirschberg, späteren Kreisphysikus. Auch zweier Friseur soll gedacht sein: Wilhelm Grüneberg, Ritterstr. 9 und Louis Gehlen, Berlinerstraße 11, ersterer war lange Zeit aus Posen verschwunden und tauchte dann als Bandwurm-Spezialist hier wieder auf, mußte sich aber gefallen lassen, daß man ihn selbst nur als Bandwurm anredete. Welche Rolle Gehlen hier gespielt hat, das lese man nach in dem prächtigen Büchlein „Im falschen Geleise“ von Erich Kließ. Gehlen ist Thelen genannt, unter dem Namen Prinz Erbo erkennt man den Husarenleutnant Prinz Ardeck, und auch die anderen Persönlichkeiten sind Posener, die ein Aelterer wohl besser erkennen wird als ich Erich Kließ, ein Referendar aus Gnesen, hat sonst noch geschrieben: Der Herr Kollega, der Lump (er selber) und der Probosch; letzteres ganz besonders lesenswert.

Was habe ich vergessen? Posens Kneipen. Da muß ich sehr um Entschuldigung bitten. Vor sechzig Jahren war ich ein Knäblein im ersten Schuljahr, dann ein sehr solider Rennläufer, und in den besten Jugendjahren ein Mensch, der froh sein konnte, wenn er einen Groschen zum Schlittschuhlaufen hatte. Meine Kneipenstudien gehören einer späteren Zeit an, die nicht mehr in diesen Bilderrahmen hineinpaßt.

Kalospinthechomotrene ist nicht chinesisch, wie man sich einer glaubt, sondern griechisch. Kalos heißt schön, spinther der Funke, chroma die Farbe, krene die Quelle.

## Harakiri.

Harakiri, eine für europäische Begriffe schauerliche japanische Sitte. Harakiri, Selbstmord durch Ausschneiden des Unterleibs. Der Japaner, der in Europa studiert und sonst europäische Anschauungen goutiert, wird gewiß nicht durch Harakiri enden wollen, wenn er den Tod zu wählen hat. Er wird, als enfremdeter Sohn seiner ferneren Heimat, lieber zur Kugel greifen. Der strenge Japaner aber begehrt in solchen Fällen Harakiri. Ueber diese Todesart sind vielfach die irrigsten Meinungen verbreitet. Harakiri ist eine alte Sitte, die während der Herrschaft der Tokujawa zu einer in allen Einzelheiten festgelegten feierlichen Handlung wurde und als ein Vorrecht der Ritterkaste der Samurais galt. Wo die Angehörigen anderer Kasten bei Vergehen dem Tod durch Köpfen verfallen waren, mußte der Samurais Harakiri begehen. Anfangs wurde diese Zeremonie nur im Tempel abgehalten, später verlegte man sie sogar auf öffentliche Plätze. Man breitete eine Matte auf dem Boden aus und überspannte diesen Fleck mit großen Tüchern, um die feierliche Handlung doch nicht ganz der Desfentlichkeit preiszugeben. Dem Verurteilten wurde dann von einem dazu bestimmten „Kaischaku“ — dem mit diesem Amt eine große Ehre zuteil wurde — auf einer Platte ein Schwert überreicht, mit dem der Verurteilte Harakiri begehen mußte, d. h. er stieß sich in die linke Seite, um es dann quer über den Leib nach rechts und links und etwas nach oben zu ziehen. Im selben Moment wurde ihm Johann von dem „Kaischaku“ der Kopf mit einem Schwert abgeschlagen.

Harakiri wurde im Laufe der Zeit immer mehr zu einer reinen Formalität. Man köpfte den Verurteilten einfach, noch ehe er das Schwert zu jener grausigen Prozedur hätte packen können. Daher wurde dieses in vielen Fällen durch eine hölzerne Attrappe ersetzt. Während dieser Handlung soll der Japaner keinen Wehlaut von sich geben. Es gilt als schimpflich, Zeichen von Schmerz zu zeigen. Harakiri ist qualvolles und stummes Sterben.

## Vom zweiten Ich.

Das Doppelwejen oder zweite Ich eines Menschen hat schon oft Mediziner und Schriftsteller beschäftigt. Berühmt in der Literatur ist der Fall des Staatsanwalts, der tagsüber das Vorbild eines pflichtgetreuen Beamten, abends von einem unerklärlich dämonischen Trieb erfaßt, ärmliche Kleidung anzog, um unerkannt in den Verbrecherquartieren verschwinden zu können. Berühmt ist auch des Engländers Stevenson, „Dr. Jekyll and Mr. Hyde“. Hyde, ein friedlicher Bürger, wandelt sich plötzlich in Jekyll, einen grausigen Uebelthäter, um am Morgen, gequält mit dumpfer Erinnerung, wieder zu seinem Bürgerdasein zu erwachen. Wie immer aber übertrumpfen die Einfälle der Natur jede dichterische Erfindung.

Dr. Albert Wilson, der Präsident der englischen medizinischen Gesellschaft, berichtet von einem phantastischen Fall, den er vor kurzem in einer kleinen Stadt Englands behandelt hat. Mary Barnes, ein dreizehnjähriges Mädchen, machte auf den berühmten Arzt bei seinem ersten Besuch den Eindruck eines durchaus normalen Kindes. Nach etwa zweistündiger Unterhaltung aber hörte sie plötzlich auf zu reden, ihre Züge verzerrten sich, und mit schrilltem Geschrei ließ sie im Zimmer auf und ab. Ihre Angehörigen und den Arzt begann sie mit fremden Namen zu rufen; nach einer weiteren Stunde war ihr Zustand so verändert, daß sie alles verwechselte: ihr Ohr Mund, den Mund Nase nannte. Worte schrieb sie mit großem Eifer und erstaunlicher Sicherheit von rückwärts, immer am Ende beginnend, zugleich verlor sie die Fähigkeit zu stehen und kauerte wie ein kleines Kind am Boden. Als bald hob sich jedoch dieser Zustand, und Mary verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem sie am nächsten Morgen ganz gesund und normal erwachte. Die folgenden Monate brachten neue merkwürdige Anfälle des unglücklichen Mädchens. Erst

wurde sie taubstumm, dann blind. Hierauf folgte eine Periode besonderer geistiger Regsamkeit, Mary zeichnete und verfaßte kleine Gedichte, worauf wieder schwere Lähmungen eintraten. Dr. Wilson behauptete, daß seine Patientin zehn verschiedene Personen in sich vereine, die von einander getrennt ein Eigenleben führen. Die medizinische Erklärung sieht er in Störungen des Blutkreislaufs, die sich auf gewisse Teile des Gehirns übertragen haben.

## Aus unserem Karitätenkasten.

459.

Die Einwohner der Andamainseln (engl. Inselgruppe im Bengalischen Meerbusen) sind die kleinsten Menschen der Welt. Die Durchschnittsgröße der Andamanen beträgt vier Fuß drei Zoll. Welche wiegen über 76 Pfund.

460

Marcus Aufidius Lurco er fand das Verfahren, Pflaumen zu mästen, und verdiente damit, wie Plinius berichtet, in einigen Jahren 60 000 Sesterzien, das sind 10 Millionen Mark nach deutschem Gelde.

461.

Auf einem alten Grabmal rühmt sich ein Kaufmann aus der phrygischen Stadt Hierapolis, daß er 72 Mal die Reise von Kleinasien nach Italien gemacht habe.

462.

Der Humanist Giovanni Mosso drohte im 16. Jahrhundert den Weltuntergang als Strafgericht Gottes an, weil die Hausfrauen von Piacenza für den Winter Kompost auf Vorrat machten.

463.

Der Rhein spült jährlich so viel kohlen sauren Kalk ins Meer, daß daraus über 333 Millionen Auster ihre Schalen bilden können.

464.

In Patagonien, am Ostrande der Cordilleren, ist das Verhältnis der Männer zur Zahl der Frauen wie 40 : 1.

465.

Ein einziger Kohlkopf verbunkelt täglich in 12 Stunden 625 Gramm Wasser.

466.

Die gegenwärtige jährliche Kohlenenerzeugung müßte 600 000 Jahre fortgesetzt werden, um die Wärme zu erzeugen, die die Erde jährlich von der Sonne erhält.

467.

Es gibt etwa 70 verschiedene Sorten Tran.

468.

Eine Chlantasblüte trägt die Farben Schwarz-weiß-rot zugleich.

469.

Johann Sebastian Bachs Vater, Johann Ambrosius, Hof- und Stadtmusikus in Eisenach, hatte einen Zwillingstotader, Johann Christoph, Hof- und Stadtmusikus zu Arnstadt, welches Zwillingspaar das merkwürdigste ist, das die Welt je kennen lernte. Sie waren einander so ähnlich, daß selbst ihre Frauen sie nicht anders als durch ihre Kleidung unterscheiden konnten. Sie liebten sich auf das innigste, Sprache, Gesinnung, Stil ihrer Musik, die Art ihres Vortrages, ihre sonstigen Lieblingsneigungen, alles war einander ähnlich, wenn der eine krank war, war es auch der andere. Auch starben sie rasch nacheinander.

470.

Beim Tode Mohammeds konnte der Islam nur ein Heer von kaum 8000 Mann aufbringen.

471.

Die Stadt Odenburg in der Mark hatte vor dem dreißigjährigen Kriege 96 Häuser, nach Beendigung desselben nur noch eins.

472.

Das Haar wächst innerhalb 10 Tagen 2—5 Millimeter nach.

## Fröhliche Ecke.

Herr Krause steht vor dem Warenhaus in strömendem Regen. Seine Gattin hat ihn hier draußen warten lassen. Aber Frau Krause kommt und kommt nicht wieder. Da kommt ein Schutzmann vorbei. Krause stürzt auf ihn zu und bittet ihn:

„Sagen Sie bitte, meine Frau hat mir gesagt, ich solle hier warten, bis sie wiederkommt. Könnten Sie mir nicht den Befehl geben, von hier fortzugehen?“

\*

Ein bekannter französischer Schauspieler, der den Ruf hatte, seine Rollen nie recht zu kennen und sich mit Vorliebe in der Nähe des Souffleurkastens zu bewegen, hatte sich verlobt. Große Sensation in der Theaterwelt, denn der Mann galt als ehesüchtig. Morgen sollte er auf der Mairie seines Arrondissements das bedeutungsvolle Jawort sprechen.

„Soffentlich“ ist ein Souffleur zugegen,“ meinte Tristan Bernard.

\*

Fridells goldiges Gemüt gerät nicht leicht in Wut, aber wenn er mal in Wut gerät, dann tobt er.

Einst hatte er eine Auseinandersetzung mit einem Freunde. Wird immer leidenschaftlicher, bestiger, ausfallender. Und läßt sich schließlich hinreißen zu dem Ausruf:

„Du — — du — — Nagel zu meiner Urne!“ . . .

# Heimkultur auf dem Lande.

Ob schon seit alters her sich die städtische Bevölkerung aus der platten Lande ergänzt und verjüngt, herrscht zwischen Stadt und Land oft ein tiefes Mißverständnis. Einer der wesentlichsten Gründe für dieses bedauerliche Verhältnis liegt in den allgemeinen Besitzständen. Der auf eigenem Boden, im eigenen Hause wohnende Mensch muß naturgemäß andere Begriffe vom Leben und dessen Freuden haben als der, dessen Besitz mobiler Art, also das leicht bewegliche Geld, ist. Dies treibt förmlich ganz von selbst zum Erkaufen kleiner, schnell vergänglicher Freuden. Geld fließt in der Stadt in regelmäßigen Zeitabständen, und nicht wie beim Landmann, der es nur beim Verkauf der Ernte oder eines Stückes Vieh erhält, und der dann in der Regel darauf bedacht ist, mit dem Erlös durch Neuanschaffungen seinen immobilien Besitz zu verbessern.

Das macht die bäuerliche Bevölkerung vorsichtig und bedächtig im Geldausgaben und trägt ihr gelegentlich den Vorwurf des Geizes durch die Städter zu, die sich „mehr leisten“ können, die „mehr vom Leben haben“. Gewiß, gerade den mit einem regelmäßigen fließenden Einkommen rechnenden Städtern sitzen die Groschen loöder, können sie auch loöder sitzen, und sie werden leichter ausgegeben, weil dazu größere Gelegenheiten vorhanden sind. Auf Schritt und Tritt zeigt sich ihnen Neues, und zudem verlockt das Beispiel der in den Städten wohnenden besonders Begüterten zur Nachahmung. Das, was die ländliche Bevölkerung aufwenden muß zur Erhaltung und Festigung des immobilien Besitzes, bleibt dem Städter gemeinhin frei. Dafür hinterläßt er gewöhnlich nach seinem Tode nicht mehr als eine Kirchenmaus.

Die leichte Hand des Städters hat aber für die Allgemeinheit doch manchen Vorteil; sie ermöglicht und bedingt den technischen und kulturellen Fortschritt auf allen Gebieten. Wäre die leicht zum Geldausgeben geneigte städtische Bevölkerung nicht, hätten wir weder die Eisenbahnen noch das Flugverkehrsweisen so entwickeln können, wie es geschehen ist; wir führen wohl heute noch mit der Postkutsche und nähmen unser Essen vom Zinnsteller ein.

Erst dadurch, daß die Stadtbevölkerung eine irgendwie geartete Neuheit annimmt, ausprobiert und ihr durch den Gebrauch eine breitere und billigere Herstellung ermöglicht, entstehen technische und kulturelle Fortschritte, die sich allmählich dem gesamten Volke mitteilen. Gibt so die städtische Bevölkerung jedem Schaffen auf den verschiedenen Lebensgebieten einen starken Antrieb, so ist als eigentlicher Kulturträger doch der Bauer anzusehen; denn er erhält sie.

Man denke nur an die Entstehungsgeschichte des Porzellans. Was hätte der Bauer mit den ersten kunstvoll verformtesten Schöpfungen Böttgers und Höroldts anfangen sollen?! — Bizarre Barock- und Kokosk-Figuren — Tand in den Händen des Bauern, eine Liebhaberei nur reicher Leute, aus der Mode geboren, vom Geschmack der fürstlichen Hofhaltungen und des reichen städtischen Bürgertums diktiert.

Sobald sich aber die Mode zur Sitte wandelt, eine Sitte das ganze Volk durchdringt und allgemeines Kulturgut wird, sobald sie sich von Extremen befreit hat, erobert sie sich langsam und sicher auch das Land und wird bodenständig, ist nicht mehr auszurotten. Betrifft die Sitte nun feste, greifbare, kulturelle Werte, handelt es sich also nicht um moralische Gesetze, dann verwebt sie sich fest und unauflöslich mit dem bäuerlichen Brauchtum und dem bodenständigen bäuerlichen Sinn. Das einst „neue“ Kulturgut wird dann ein Teil seines Lebens, seines Hofes oder Hauses, wie es das Porzellan geworden ist.

Seit das deutsche Porzellan Gegenstand des täglichen Gebrauchs geworden ist, sich auf den Grundsätzen sachlicher, zweckentsprechender Schönheit aufbaut, bevorzugt man es auch auf dem Lande seiner hygienischen Vorteile willen. Man weiß, daß der feigtgebrannte, dicht glasierte Scherben keinerlei Mißgelegenheit für schädliche Keime bietet, daß es, weil frei von jedem Eisen-geruch, die Speisen frisch erhält und keinen Zerfahungserscheinungen ausliefert, wie es Metall tut. Aber darüber hinaus rechnet man den Besitz guten Porzellans zu den selbstverständlichen Freuden, die sich auch die ländliche Bevölkerung leisten kann und muß.

Es ist durchaus verständlich, daß weiterhin dann auch die Freude am schönen, dem nicht ausschließlich zum Gebrauch bestimmten Porzellan rege wird, daß sich manche bäuerliche Familie Porzellan-Prunkstücke zulegt, als einen Besitz, den man sich leisten darf. — So hat sich noch im Laufe unserer Zeit eine von der Stadt ausgehende Mode zur Sitte gewandelt, und zwar zu einer Sitte höchst kultureller Bedeutung, die dem bäuerlichen Heim eine besonders gemütvollte Note gab. Die Kultur des ländlichen Heims steht der städtischen Lebensführung hierin in keiner Weise mehr nach, und mehr und mehr setzt sich auch bei Neubauten auf dem Lande das sanitäre Porzellan in jeder Beziehung durch.

Mit der Küche, dem Speise-, dem Wohnzimmer ist Porzellan bereits untrennbar verbunden. Der gesunde konservative Sinn der Landbevölkerung, der sich gegen überstürzte, unausgeprobte Neuerungen wehrt, lehnt nun den für Porzellan angebotenen Ersatz ab. Er hat erkannt, daß es über die sachliche Schönheit hinausgehende praktische Vorteile hat, daß die Dichte des Glases, auch wenn es noch so dünn ist, keine Feuchtigkeit ansaugt und deshalb auch plötzliche Hitze und Kälte das Porzellan nicht zu sprengen vermag. Die Hausfrau zumal schätzt die Keimfreiheit der feuerharten Glasur, auf der schädliche Mikroben nicht

nisten können, und die leichte Reinigungsmöglichkeit. Mehr als die städtische Bevölkerung ist die des Landes auf das Heim angewiesen, verständlich also, daß gerade sie Wert darauf legt, sich eine billige und schöne Heimfreude zu schaffen.

## Alle Signale auf „Halt“! Der Tod des Weichenstellers Philips.

(Nachdruck verboten.)

E. T. A. Hoffmann hätte daraus eine seiner eindringlichen Grotesten schreiben können, aus dieser Geschichte vom Tode des englischen Weichenstellers Philips, der sein armseliges Leben mit einer unendlich heroischen Gedärde abzuschließen vermochte.

Ein Abendschnellzug, der von London nach Manchester fuhr, kam plötzlich an ein Signal, kurz vor der Station Puffield, das seltsamerweise auf „Halt“ stand. Der Zugführer hielt den Zug an; er wartete, ob sich etwas ereignen würde, wodurch das Halt-Signal gerechtfertigt war. Es ereignete sich nichts, und der Zugführer landete seinen Heizer aus zum nächsten Bahnwärterhaus, um zu erkunden, was das seltsame Haltsignal zu bedeuten habe. Nach einigen Minuten — es herrschte dichter Nebel, und man sah nicht die Hand vor den Augen — stieg der Heizer auf einen Kollegen, den Heizer des aus Manchester kommenden Gegenschleunzugs. Auch dieser Zug hatte infolge eines unerwarteten Haltsignals halten müssen, und auch dieser Heizer war ausgesandt worden, um der Geschichte auf den Grund zu gehen. Man hatte etwa zehn Minuten zu dem Bahnwärterhaus zu gehen, und als man noch wenige Minuten davon entfernt war, traf man auf den Heizer eines Personenzugs, der aus einer anderen Richtung kam und dort gleichfalls auf das Signal „Halt“ gestoßen war. Die drei Männer wurden immer wütender, je mehr sie sich über die Saumseligkeit des Bahnwärters unterhielten, und sie wollten ihm seine Nachlässigkeit, um derentwillen sie den weiten Weg in Nacht und Nebel zurücklegen mußten, ordentlich vorhalten.

Die drei erreichten endlich das Bahnwärterhaus. Sie öffneten die Tür und blieben verwundert stehen. Am Boden des Zimmers, in dem sich das Stellwerk befand, lag reglos ein Mann. Es war der Bahnwärter Philips. Man holte sofort einen Arzt, der den vor etwa einer Stunde eingetretenen Tod konstatierte. Man erfuhr, daß Weichensteller Philips lange schon mit dem Herzen zu tun gehabt hatte, und es war nicht zu verwundern, daß er einer plötzlichen Herzschwäche erlegen war.

Die Ermittlungen der Eisenbahnbehörde ergaben nun, daß in dem ganzen Revier, das dem Stellwerk des Weichenstellers Philips unterstand, alle Signale auf „Halt“ standen. Der Weichensteller hatte gefühlt, daß es sehr schlecht mit ihm stehe; er wußte, daß er nicht mehr die Kraft haben würde, telephonisch Hilfe herbeizurufen. Er wußte auch, daß unsagbares Unglück geschehen würde, wenn er die Weichenstellung nicht mehr handhaben konnte und wenn die Züge auf der viel befahrenen Strecke London-Manchester ineinander rennen mußten. Er bot seine letzte Kraft auf, und er brachte es fertig, alle Signale auf „Halt“ zu stellen. Durch diese heldenhafte Pflichterfüllung bis zum Tode hat Philips Hunderte von Menschen vor dem Tode gerettet und unsägliches Anteil verhindert. Im Moment, nachdem Weichensteller Philips das rettende Signal gegeben hatte, muß er zusammengebrochen sein.

Die Eisenbahndirektion hat beschlossen, der Witwe des Weichenstellers Philips eine außerordentlich erhöhte Pension zu bewilligen.

## Ein vorbildliches Parlament.

Die Nachkriegszeit hat allen Abgeordnetenhäusern vieler Länder so manche Veränderungen gebracht. Wie oft ist solch ein Reichstag aufgelöst worden, wie oft begegnete man neuen Gesichtern auf den Abgeordnetenbänken. Die schöne Ordnung, der gute Ton und der Anstand, die noch vor dem Kriege vorherrschten, verschwanden, Tumulte, wüste Erzesse wurden zu täglichen Erscheinungen, erhitzte Gemüter kamen ins Handgemenge, und es sind sogar Morde in Parlamenten vorgekommen, wie in der serbischen „Stupschina“.

Der Präsident einer solchen Versammlung von Volksvertretern hat in diesem „hohen“ Hause kein leichtes Spiel, und die Ordnungsruße, die er täglich verteilen muß, sind kaum zu zählen. Natürlich erleidet das Ansehen und der Einfluß einer solchen repräsentativen Erscheinung wie des Parlamentspräsidenten eine starke Einbuße.

Es ist erfrischend und erfreulich zugleich, in diesem Zusammenhange über das kanadische Parlament zu berichten, das vornehmste und wohlgeiteste Abgeordnetenhaus der Welt. Hier ist es für den Präsidenten keine Mühe und Plage, solch eine Sitzung zu leiten, hier wird das als Ehre und Pflicht angerechnet. Noch nie ist der Vorsitzende in die Versuchung gekommen, auch nur einen Abgeordneten mit dem Ordnungszuf zu bedrohen, erteilt ist er noch nie worden. Kein Wunder, daß die Sitzung ruhig und ungestört verläuft, und der Präsident ungestört während der Rede des Herrn Abgeordneten seine Zeitung liest oder gar seine Privatkorrespondenz erledigt. Unlängst nun wurde es etwas lauter

im Sitzungsjaat, als ein Deputierter den Präsidenten in der höchsten Form hat, er möchte seine Privatbriefe doch zu Hause schreiben.

## Eine seltsame Statistik.

Ein eigenartiges Gemälde von dem jährlichen Verbrauch einiger Hauptnahrungsmittel in der britischen Hauptstadt entwirft ein Londoner Wissenschaftler.

Bekanntlich wird in England viel und gutes Bier getrunken. Der Berichterstatter hat ausgerechnet, daß, wenn man sich die großen Bierfässer, mit einem Jahresbedarf angefüllt, übereinandergetürmt denke, sie tausend Säulen, jede eine englische Meile hoch, ausmachen würden. Rindfleisch verbraucht die Metropole so viel, daß die zugetriebenen Däsen, je zehn und zehn nebeneinander getoppelt, eine Prozession von 272 englischen Meilen Länge bilden würden. Das Geflügel würde bei ausgebreiteten Flügeln die Luft über einer Quadratfläche von 551 Morgen verfinstern. Hasen und Kaninchen, in Gliedern von je 2000 Stück, würden eine Schwadron von einer englischen Meile bilden. Endlich könnte man mit den Brotkräben, die jährlich verzehrt werden, eine Pyramide erbauen, die an der Basis 200 Yards im Geviert messen und deren Spitze dreimal so hoch emporsteigen würde, als die Höhe der Londoner Paulskirche beträgt.

Des Interesses halber sei noch mitgeteilt, daß in London jährlich ungefähr 3 Milliarden Fische im Gewichte von 230 000 Tonnen und im Werte von 2 Millionen Pfund Sterling verspeist werden.

## Wie alt ist die Schere?

Mehrere berühmte Altertumsforscher haben sich mit der Geschichte der Schere beschäftigt. In der Steinzeit kannte man naturgemäß die Schere noch nicht; auch für die typische Bronzezeit ist sie noch nicht nachgewiesen. Wenn Scheren in nordischen Funden vorkommen, so ist das ein sicheres Zeichen für ihren Import aus dem römischen Reich. So will es scheinen, als sei die Erfindung der Schere den Römern zuzuschreiben. Sie ist aber lange vor ihnen im Gebrauch gewesen. In Indien war sie bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. bekannt; noch früher jedoch kannten sie die Ägypter zur Zeit der 18. Dynastie. Schon zwischen 1500 und 1600 v. Chr. wurden in Babylonien die Schafe mit Scheren geschoren.

In ihrer ursprünglichen Gestalt bestand die Schere aus zwei Messern, die durch einen elastischen Bügel miteinander verbunden waren. Solch eine Scherenhälfte unterschied sich in nichts von einer in jener grauen Vorzeit benutzten Messerklinge. Heutzutage lebt diese uralte Form fort in den Schafschneidern. Noch im 17. Jahrhundert benutzten bei uns die Gewandschneider den gleichen Scherentyp, wie wir ihn als Wappenbildnis der Kleidermacher häufig antreffen. Erst dann entwickelte sich die noch jetzt vorhandene Scherenform.

## Aus aller Welt.

**Theaterkrach in Berlin.** Das Theater im Palmenhaus am Berliner Kurfürstendamm, geleitet von Dr. Barbos, ist zusammengebrochen. Schon über dem ersten Stück der neuen Bühne, Heinrich Manns „Bibi“, leuchtete kein guter Stern. Es wurde von Kritik und Publikum ziemlich einmütig abgelehnt. Lenggels „Tihamer“ konnte die Scharte nicht ausweizen; es gab auch hier wenig gefüllte Häuser, und Eingeweihten kam der Krach nicht unerwartet. Dr. Barbos hat, da er die Gagen nicht mehr zahlen kann, seine Konzeption niedergelegt. Es wurde den Schauspielern erlaubt, zunächst auf Teilung weiterzuspielen, und der Besitzer des Theaters hat es den Künstlern unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Man weiß natürlich nicht, was aus dem Theater werden wird.

**Eheandidaten müssen ärztlich untersucht werden.** Das ungarische Ministerium für Volkswohlfahrt und Arbeitswesen arbeitet gegenwärtig einen Gesetzesentwurf aus, der eine genaue ärztliche Untersuchung für alle männlichen und weiblichen Eheandidaten obligatorisch macht. Die Zunahme der Geschlechtskrankheiten lassen der ungarischen Regierung die Durchführung dieser Maßnahme als unabwendbar erscheinen. Die Gesetzesvorlage soll die Bestimmung erhalten, daß die eheschließenden Parteien verpflichtet sind, den behördlichen und geistlichen Beamten, die die Eheschließung vollziehen, ein behördlich beglaubigtes ärztliches Attest über ihren einwandfreien Gesundheitszustand vorzulegen. Die Ehe darf nur dann vollzogen werden, wenn beide Parteien vollständig gesund sind.

**Zähe Frauen.** Ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Hugh Cumming, der sich in eingehendem Studium mit den Fragen von Alter und Krankheit beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht befaßt hat, erklärt, daß nach seinen Feststellungen Frauen im allgemeinen zäher sind als Männer. Seine Wahrnehmungen lehren ferner, daß Frauen länger leben, daß aber Männer gesünder sind.

**Japan, das Land der weiblichen Frauen.** Im Westen kümmern sich die Frauen immer mehr um die Politik. In Japan jedoch haben die Frauen anscheinend noch Arbeit genug zu Hause; denn zu meinem Erstaunen bemerkte ich dort in einer politischen Versammlung, der ungefähr 1500 Personen beimohnten, nur zwei Frauen. So schreibt der Engländer Ernest Piderney.

**Belohnter Kannibalismus.** Eine etwas anrüchliche, aber durchaus beglaubigte Geschichte wird von dem Brüsseler Blatt „Fanfare“ gemeldet, und zwar handelt es sich um einen Rechtsfall, wie er in gleicher Art bislang noch niemals dagewesen sein dürfte. Das Tribunal in Boma im belgischen Kongo hatte nach dieser Meldung darüber zu entscheiden, ob nach einer Amputation des rechten Beines dasselbe dem Patienten rechtlich gehöre und ihm übergeben werden müsse, damit jener es essen könne. Der Held dieser sonderbaren Affäre ist der Regierhäuptling Marius Wambba, dem man wegen eines Aufounfalls das eine Bein amputieren mußte. Das Anfinnen des Kannibalen, man möge ihm das abgenommene Glied zum Verzehren geben, wurde natürlich abgelehnt, aber Marius Wambba ging hin und verklagte die Krankenhausleitung in Boma auf Herausgabe des Beines. Er gewann den Rechtsstreit sogar. Das Gericht erkannte an, daß zweifellos das abgenommene Glied rechtmäßiges Eigentum des Besitzers sei, daß Wambba also Anspruch darauf erheben könne. Da sich aber herausstellte, daß die Krankenhausleitung das Bein längst verbraucht hatte, brachen Unruhen im Staate Wambbas aus. Die belgische Kolonialverwaltung ordnete daraufhin an, daß das Krankenhaus Wambba eine Prothese und die Hälfte der für den Verlust des Beines festgesetzten Entschädigung zu zahlen habe, die andere Hälfte der von der Regierung ermittelten Summe von 150 000 belgischen Franken zahlte die Staatsbehörde selbst. Außerdem aber verlieh die Kongoregierung dem armen Marius Wambba — eine Tapferkeitsmedaille. Nunmehr soll der Kannibalenhäuptling ein überaus zufriedener und keineswegs mehr rebellischer Untertan im Kongostaat sein.

**Neue Radiumfunde.** Aus London wird berichtet, daß man in England stark damit beschäftigt ist, neue Radiumquellen ausfindig zu machen. Unter dem Vorsteh von Sir Ernest Rutherford hat sich ein Komitee gebildet, das sich bemüht, Radiumfundplätze innerhalb des britischen Imperiums auszuforschen. Es soll dadurch das belgische Radiummonopol, durch das die Radiumpreise wesentlich verteuert werden, gebrochen werden. Man hat bereits in der Mount-Painter-Mine in Südastralien Radiumfunde gemacht, die als sehr erheblich bezeichnet werden, und man hofft auf weitere Funde, die für den Radiumbesitz der Welt von großer Bedeutung sein würden.

**Isländische Küche.** Das Volk lebt in Island überwiegend von Stockfisch, alter Butter und mehreren Speisen, die aus Milch, Molken und nahrhaften Pflanzen bereitet werden. Von letzteren seien hervorgehoben: das isländische Moos, das Sandschiff, die Rattierwurzel und mehrere eßbare Sorten von Seetang. Fleisch und Brot gehören zu den Seltenheiten, die nur in den Häfen zu erhalten sind; ebenso kommen die bei uns üblichen Gerichte nur auf den Tisch der reichen Leute, die sich dieselben meist aus Dänemark verschaffen. Für diese werden auch Gewürzwaren, Äpfel, Weine und Bier eingeführt. Das alltägliche Getränk der Isländer besteht aus sauren Molken und aus einem Brantwein, der unter Zusatz von Thymian und gewissen Beeren hergestellt wird.

**Walffische in der Ostsee.** Auf der Außenförde von Aperrade, an der holsteinischen Küste, sind von Fischern fünf Wale beobachtet worden. Man konnte deutlich sehen, wie die großen Tiere hohe Wasserstrahlen in die Luft bliesen. Es kommt äußerst selten vor, daß sich Walffische in deutsche Gewässer und namentlich in die Ostsee verirren.

## Fröhliche Ecke.

Der Angeklagte: „Dieser Grünschnabel soll mich verteidigen?“  
Der Richter (mit Betonung): „Das ist Ihr Verteidiger!“  
Der Angeklagte: „Kann ich nicht einen anderen Verteidiger bekommen?“

Der Richter: „Nein.“  
Der Angeklagte: „Wenn dieser Anwalt nun sterben würde, bekäme ich dann einen anderen Verteidiger?“

Der Richter: „Wenn er sterben würde . . . ja, wahrscheinlich.“  
Der Angeklagte: „Ich möchte einmal unter vier Augen mit meinem Verteidiger sprechen . . .“

Ein berühmter Künstler hatte eine berühmte Künstlerin geheiratet. Die Ehe war glücklich, beide nahmen es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau und hatten einander nichts vorzuwerfen. Da, plötzlich und unerwartet veranzt sich die Künstlerin mit ihrem langjährigen Freunde. Veranzt sich so gründlich, daß es zum Bruch kommt. Niemand war darüber mehr betrübt als der Gatte. Seine Stimmung verschlechterte sich von Tag zu Tag.

„Was hat er nur?“ fragten die Freunde am Stammtisch.  
„Der Aermstel“ flüchte sie ein Eingeweihter auf. „Ihm ist die Frau plötzlich treu geworden!“ . . .

„Grüß Gott, lieber Freund! Na, schreibst du noch immer Reben?“

„Ja, ab und zu.“

„Wie? Hör' ich recht? Du schreibst du auch?“

Alter Militär zu einem ihm unbekanntem Mitglied des Golfklubs: „Ich hasse diese modernen Mädchen! Sehen Sie sich bitte mal dies Geschöpf dort an! Golfhosen und Herrenschmitt! Psui, ich begreife diese Eltern nicht! — Mein Herr, das ist meine Tochter! — Oh, bedaure sehr, hatte keine Ahnung, daß Sie der Vater sind! — Bin ich auch nicht. Ich bin die Mutter!“